

Peter Isenböck, Linda Nell, Christoph Mautz

Die normative Binnenstruktur sozialer Milieus und ihre differenzierungstheoretische Erschließung

Der Begriff des sozialen Milieus hat vor allem in seiner Reformulierung durch die Forschungen von Vester et al. (2001) (aber auch: Schulze 1992) einen Wandel erfahren: Er bezeichnet eine Form der Vergemeinschaftung, deren Kohäsion durch lokale und regionale Ausprägungen eines *Lebensstils* bzw. einer *Mentalität* und eine relativ starke Interaktionsnähe stabilisiert wird. Vester et al. stützen theoretisch die Analyse sozialer Milieus vor allem auf eine bestimmte Lesart des Habitusbegriffs, die es zu erlauben scheint, Milieus als „Gruppen mit ähnlichem Habitus“ (Vester 2001: 24) zu konzipieren. Der Habitus als Gesamtheit „umfassende(r) Klassifikations- Bewertungs- und Handlungsschemata“ (Vester 2001: 169), die eine gemeinsame Haltung, einen gemeinsamen Lebensstil, eine gemeinsame Mentalität erzeugen, führe einerseits nicht nur zur sozialen Kohäsion innerhalb einer sozialen Gruppe, sondern auch zu Ausprägungen sozialer Kohäsion zwischen Personen, deren Beziehungen bzw. Vergemeinschaftungen nicht auf Interaktionsnähe und praktischer Kenntnis beruhen und andererseits zu Differenzierungsformen sozialer Gruppen, die auf der „Distinktionspraxis“ (Vester 2001: 228) der Akteure beruhen. Das Milieukonzept reagiert damit auf eine Verengung des Phänomens der Kohäsion sozialer Gruppen auf die klassifizierbare Differenzierung von Ständen, Schichten, Klassen und sozialer Lagen – mithin auf die Abbildbarkeit der Unterschiede von Lebensstilen auf sozialstrukturelle Bedingungen. Dieses Milieukonzept impliziert zum einen auf begrifflicher Ebene die Notwendigkeit einer Aufnahme handlungstheoretischer Perspektiven, die sich in ihren Grundbegrifflichkeiten von der klassischen Sozialstrukturanalyse absetzen, zum anderen auf methodischer Ebene die Notwendigkeit einer Aufnahme qualitativer Forschungsansätze, die sich in Ihrem Zugang auf die Erschließung von Interpretationsmustern und Handlungstypen fokussiert. Es nimmt die Praxis der Akteure, sowie die soziale Beziehungen gestaltende und transformierende Kraft – die von Bourdieu oft hervorgehobene *lex*

insita – des Habitus ernst und versucht gleichzeitig, die Milieus im sozialen Raum „zu verorten“, um die „Relationalität“ der Genese sozialer Milieus mit einzubeziehen und aufzuzeigen, dass Lebensstile und Habitus nicht „durch völlig freie und reflexive Wahl“ (Vester 2001: 207) entstehen.

Gerade der Versuch, Milieus im sozialen Raum zu „verorten“, birgt jedoch ein spezifisches methodisches Problem: Die Unterschiede zwischen Mentalitäten und Lebensstilen werden auf diejenigen Klassifikationsmuster zurückgeführt, welche die Akteure selber in ihren Aussagen *über* ihren Lebensstil, ihre kulturellen Präferenzen, ihre Haltung zu soziale Beziehungen, ihre sozialen Aktivitäten und ihre Haltung zu Politik treffen.¹ Diese Spielart des „Adäquanzpostulates“ (vgl. Schütz 1979), mittels der die Gültigkeit der Interpretation über die Selbstauskunft der „Betroffenen“ hergestellt bzw. vergewissert werden soll, sieht jedoch über den entscheidenden Kategorienwechsel zwischen performativ getätigter Aussage (wie jemand etwas macht) und propositionalem Gehalt der Aussage hinweg. Die *sinnverändernde Brechung* (vgl. Renn 2006a: 449) wird übergangen, als ob Aussagen über den eigenen Habitus mit dem zu erforschenden Habitus deckungsgleich wären. Selbst wenn die Annahme Bourdieus, dass der Habitus ein relativ einheitliches, unveränderbares Konzept der Handlungs-, Denk und Wahrnehmungsschemata darstelle, durch die Einsicht entkräftet werden soll, dass der Habitus generell auf *Identitätskonflikten* beruht, die auf intergenerationale *Beziehungen* und auf Handlungsanforderungen im Zuge der sozialen Öffnung nach 1945 zurückzuführen sind (vgl. Vester 2001: 326f), bleibt auf diese Weise doch das Bild einer relativ homogenen normativen Orientierung sozialer Akteure erhalten. Die Genese sozialer Milieus lässt sich zwar auf die soziale Öffnung und die daraus resultierenden Konflikte zwischen Wertorientierungen zurückführen, aber nicht in der Weise differenzierungstheoretisch auflösen, dass neben diesen makrologischen Erklärungsmustern nun auch die Ebene der personalen Intentionalität, der Intersubjektivität und damit des *impliziten* Charakters des entsprechenden kollektiven Wissens für die Stabilität bzw. Dynamik von Milieus miteinbezogen wird. Diese unausgetragene Spannung ist ein tief verwurzeltes Problem, das bereits in den feldtheoretischen Wendungen des Habitus-Begriffs bei Bourdieu steckt: Die *implizite Normativität* habitualisierter Praktiken stimmt immer schon *objektiv* und korrelativ überein mit dem Feld (dazu: Renn 2006a: 309). Ein Habitus kann innerhalb des sozialen Raums nur

1 Vgl. hierzu die Synopse der Repräsentativbefragung im Rahmen der 1988-1991 durchgeführten Studie „Der Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer gesellschaftlich-politischer Milieus in der Bundesrepublik Deutschland“ in Vester 2001: 232-236.

funktionieren, wenn er in Übereinstimmung mit den in einem Feld legitimierte Kapitalien erworben wurde und wenn er diese übereinstimmend mit ihrer gegenwärtig legitimierte Struktur umsetzt, indem er seine ökonomische Basis verschleiert. Die Akteure und Gruppen im sozialen Raum

leben und überleben nur im und durch den Unterschied, das heißt nur insofern, als sie relative Positionen in einem Raum von Relationen einnehmen, die, obgleich unsichtbar und empirisch stets schwer nachzuweisen, die realste Realität [...] und das reale Prinzip des Verhaltens der Individuen und der Gruppen darstellen (Bourdieu 1998: 48).

Die Bedeutung von praktischer sozialer Interaktion wird hier eingeeengt auf ökonomische Tauschverhältnisse und bleibt sekundär zum Primat transsubjektiver symbolischer Rangordnungen (vgl. Bohn 1991: 106).² Die Möglichkeit zur Veränderung von Struktur ist nicht, wie in der praxeologischen Formierung des Habitusbegriffs (vgl. Bourdieu 1979), in den Prinzipien der Praxis selbst (der Implizitheit des leiblichen Habitus und den unvorhersehbaren Nebenfolgen der praktischen Logik) angelegt, sondern wird suspendiert zu Gunsten der vorhersehbaren Strategien zur Kapitalakkumulation und Kapitalreproduktion, die keine impliziten Abweichungen mehr realisieren können. Das „Universum der Praxis“ (Bourdieu 1979: 249), dem in der Beschreibung der praktischen Logik der Standpunkt sozialer Realität zugesprochen wird, und die Performativität des Habitus bleiben damit sekundär zum „Universum des Diskurses“ (Bourdieu 1979: 249) und seiner „performative[n] Wirksamkeit“ (Bourdieu 1985: 23). Dieses Problem der Strukturhaltung bedeutet, dass der *modus operandi als solcher* formuliert werden kann, weil davon ausgegangen wird, dass er Regelmäßigkeiten hervorbringt, die korrespondenzanalytisch nachgewiesen werden können. Damit *repräsentiert* die normative Ausrichtung an der Produktion von Regelmäßigkeiten die Normen des legitimen Wissens und damit die Struktur des sozialen Raums. So schreibt Bourdieu zum Sprechen: „Sprechen heißt, sich einen der Sprachstile anzueignen, die es bereits im Gebrauch und durch den Gebrauch gibt und die objektiv von ihrer Position in der Hierar-

2 Die Auswirkung dieser objektivistischen klassensoziologischen Beschreibung auf den Habitusbegriff wird an folgender Stelle deutlich: „Der außerordentliche Realismus der unteren Klassen findet seine wohl beste Begründung in dem unerbittlichen Gebot, das die Homogenität dieses unmittelbar erfahrenen Universums durch seine Geschlossenheit verhängt: nur die bestehende Sprache, nur der bestehende Lebensstil, nur die bestehenden Affinitäten sind zulässig. Der Raum der Möglichkeiten ist geschlossen. Die Erwartungen der anderen verstärken nur die von den objektiven Verhältnissen auferlegten Dispositionen.“ (Bourdieu 1982: 597)

chie der Sprachstile geprägt sind, deren Ordnung ein Abbild der Hierarchie der entsprechenden sozialen Gruppen ist.“ (Bourdieu 1990: 31).

In Abgrenzung dazu möchten wir zeigen, dass die Verwobenheit von (hierarchischen) Ordnungen und sozialen Praktiken (wie die des „Sprechens“) anders ausfällt, wenn man letztere als implizit normativ geregelt betrachtet. Es entfällt nämlich die Möglichkeit, Makroanalysen relativ umstandslos in die sozialen Praktiken hineinzuprojizieren. Dies verändert das Bild auch in der Weise, dass zugleich eine komplexere Variante der Differenzierung von „Makrostrukturen“ anzunehmen ist.

Es wird deswegen zu zeigen sein, dass leiblich fundiertes Handeln ein kollektives Phänomen ist, d.h. über eine Konzeption des kollektiv implizit-normativen Wissens erschließbar ist, wozu phänomenologische Überlegungen angestellt werden. Darüber hinaus soll angedeutet werden, wie aus dem „philosophisch“ ausgedeuteten Begriff der kulturellen Lebensform ein soziologisch instruktiver Begriff wird. Oder anders formuliert, muss man fragen, welche Konsequenzen sich für eine differenzierungstheoretische Einbettung des Begriffs der sozialen Milieus ergeben, wenn man von einer implizit normativ geregelten Binnenstruktur des Sozialen ausgeht.

Wir beginnen mit einer normativ-pragmatischen Lesart des Wittgenstein'schen Regelfolgeproblems, die das Moment der normativen Sanktion als integraler Bestandteil sozialer Praktiken gegen naturalistische Vorstellungen ausweist (1). Daran schließen phänomenologische Überlegungen zu einer Umstellung des Habitus-Konzepts an, die sich vor allen Dingen auf das leiblich fundierte Sprachhandeln beziehen (2). Dies führen wir dann hin zu einer differenzierungstheoretischen Explikation des Milieubegriffs (3).

1.

Eine grundlagentheoretische Reflexion der soziologischen Analysekatgorie „Milieu“ kann nicht umhin der Frage nachzugehen, worauf soziales Handeln in einem Milieu basiert. Die begriffliche Analyse muss zeigen, ob die Eingebundenheit in Milieus eine fundamental normative Angelegenheit ist, und wenn ja, in welcher Form. Wir gehen von der These aus, dass es sich um eine genuin normative Angelegenheit handelt. Die (normative) Regelleitetheit des Handelns lässt sich nicht auf beobachtbare Regelmäßigkeiten reduzieren. Um die normative Tradition zu verteidigen³, ohne dabei in die Falle eines leib- und materialitätsvergessenen normativen Kognitivis-

3 Zu denken wäre an Webers (vgl. 1980: 12f.) Begriff der „Wertrationalität“ oder Durkheims (vgl. 1976) Bestimmung der moralischen Tatsache im Geiste Kants.

mus zu fallen, ist es notwendig, einen Begriff der Normativität in Anschlag zu bringen, der auch habitualisierte und implizite Praktiken umfasst, d.h. einen Begriff impliziter Normativität.

Als Ausgangspunkt der Überlegungen dient der Wittgenstein'sche Begriff der Lebensform in der Lesart des normativen Pragmatismus (vor allen Dingen: Robert B. Brandom). Dieser bietet eine normative Lesart der Binnenstruktur menschlicher, kultureller Lebensformen an, die sich naturalistischen Reduktionen entgegenstellt. Das heißt, kulturelle Lebensformen können als normativ geregelt angesehen werden, ohne dabei die Ebene des vorreflexiven und körperlichen Handelns zu vergessen.

Die Frage, die an die Analysekatgorie „Milieu“ gestellt wird, ist also diese: Welche Perspektive auf die Regeln menschlicher Verhaltensweisen wird nahe gelegt? Werden Regeln als empirische Regelmäßigkeiten gefasst, die objektiven Strukturen folgen oder diese ausdrücken oder doch eher als normative Regeln, die schon implizit und vorreflexiv einen Verpflichtungscharakter haben? Diese Frage in ihrer dualistischen Form scheint jedoch eine vermeintlich unnötige Engführung zu beinhalten, da sich menschliche Verhaltensweisen widerspruchsfrei unter beide Perspektiven bringen lassen könnten. Doch genau gegen diese Verharmlosung des Problems werden wir nun argumentieren und die These aufstellen, dass die implizite normative Binnenstruktur verkannt wird, wenn man sie in nicht-normativen Prozessen (z.B. in der Anpassung an die Umwelt oder Konditionierung) fundiert sieht. Konkret machen wir das Problem der Unterscheidung von Regelmäßigkeit und Regelhaftigkeit sozialer Interaktionen fest an zwei Begriffen: Am Begriff der Disposition, wie er bei Pierre Bourdieu verwendet wird, und am Begriff der Sanktion als Indikator für das Normative (Durkheim).

Pierre Bourdieu ist sicherlich darin zuzustimmen, dass das „Vereinheitlichungsprinzip“ eines Milieus nicht in der bewussten, expliziten Aushandlung von Situationsdeutungen besteht, vor deren Hintergrund explizite normative Sanktionen drohen. Vielmehr verläuft die Abstimmung der Praktiken über implizite Kompetenzen der Mitglieder einer Gruppe, die als Habitus inkorporiert sind. Da es sich bei den impliziten Kompetenzen, dem *praktischen Sinn*, um kollektive Formen des impliziten Wissens handelt, die auch die normative Binnenstruktur der Milieus regeln, ist zu fragen, ob Bourdieus Theoriesprache davon frei ist, eine naturalistische Betrachtung dieser impliziten Regeln nahe zu legen. Dabei gilt es, zu bedenken, dass die Fundierung sozialer Praktiken in naturalistisch beschreibbaren Prozessen gut in das Bild einer Homologie zwischen objektiven Strukturen und sozialen Praktiken passen würde. Welche *Form* hat das implizite Wissen bei Bourdieu? Es ist eine praktische Fähigkeit, die leiblich verankert und kollektiv ist. Die Betonung der Notwendigkeit von praktischen Fähigkeiten der Regelanwendung, entspringt dabei durchaus aus der Einsicht in das Prob-

lem des Regelfolgeregresses. Also dem Problem, wie es Wittgenstein aber auch schon Kant erkannt haben, dass die Anwendung von Regeln auf eine praktische Kompetenz der Regelanwendung verweist, die selbst wiederum nicht als Regel explizierbar ist. Für Bourdieu ist diese Fähigkeit der Regelanwendung keine Naturgabe wie bei Kant, sondern eine sozial erworbene Kompetenz, die sich in einem System von Dispositionen – dem Habitus – niederschlägt. Für uns ist nun nicht die entscheidende Frage, inwieweit dies deterministisch gedacht ist, sondern ob hier eine begriffliche Strategie gewählt wird, die die soziale Kohäsion einer Gruppe letztlich durch Strukturen bestimmt sieht, die nicht-normativer Natur sind. Eine solche Strategie wird mit dem Dispositionsbegriff geleistet, da mit ihm regelgeleitetes Handeln als „gesteuert“ durch Mechanismen, die selbst keinen normativen Charakter haben, erklärt werden soll⁴:

Die Form der Interaktion [ist] selbst den objektiven Strukturen geschuldet, welche die Dispositionen der interagierenden Handelnden erzeugt haben und ihnen dazu noch über diese Dispositionen ihren jeweiligen Platz in der Interaktion und anderswo zuweisen (Bourdieu 1987: 109).

Dispositionen müssen zwar nicht so erklärt werden, dass nur eine konkrete Reaktion auf einen Reiz in Folge von Konditionierungsmechanismen denkbar ist, aber: im Kern bleibt die Erklärung der sozialen Kohäsion über Dispositionen eine Erklärungsstrategie, die naturalistische Reduktionismen zumindest im Prinzip möglich bleiben lässt. Auch wenn Dispositionen für Bourdieu soziale Phänomene regeln, die normative Züge aufweisen können, wird die symbolische Reproduktion von Milieus bei Bourdieu über eine nicht-normative Binnenstruktur zumindest mitbestimmt.

Möchte man Bourdieu in der Betonung der formgebenden Kraft impliziten Wissens folgen, hat man sich der Herausforderung zu stellen, die implizit normative Binnenstruktur eines Milieus adäquat zu beschreiben. Die Schwierigkeit der Aufgabe liegt darin, normative Regelanwendungen als implizite, praktische und leibliche Fähigkeiten zu beschreiben, die sich nicht umstandslos als solche explizieren lassen, und gleichzeitig zu vermeiden Normatives auf Nicht-normatives zurückzuführen. Es soll nun gezeigt werden, in welcher Weise schon im unreflektierten Umgang, in den Worten von Hans Joas (vgl. 1996: 237): in der „quasi-intentionalen“ Bezugnahme auf die zuhandene Situation, das Normative als nicht Reduzibles ausgewie-

4 Man kann naturalistische Darstellungen begreifen als den Versuch, den Zweck oder den Inhalt normativen Verhaltens in nicht-normativen Begriffen zu fassen (vgl. Putnam 2001: 307).

sen werden kann. Verlangt ist also, Normativität als Dimension primärer, d.h. vorreflexiver Sozialität auszuzeichnen.⁵ Doch wie können normative Praktiken, die Praktiken des expliziten Begründens und Beurteilens sein müssten und eben keine Ursache-Wirkungsverhältnisse ausdrücken, im Bereich vorreflexiver und in diesem Sinne vorverbaler, vor allen Dingen leiblicher Praktiken „emergieren“?

Eine Antwort auf dieses Problem, wie sie Neopragmatisten in Anschluss an Wittgenstein, aber auch Heidegger geben, liegt in der Unterscheidung von Auslegen und Deuten. So lässt sich die Auffassung vertreten, dass die Anwendung von Regeln des Bewertens und Beurteilens von eigenen und fremden Handlungen das reflektierte Deuten von Handlungen nicht voraussetzt. Eine explizite Deutung einer Handlung im Sinne einer normativen Bewertung projiziert nicht einfach eine normative Bedeutung auf das „nackte Vorhandene“ (Heidegger). Die Vorstellung eines frei in die Welt ausgreifenden Geistes, für den die Leiblichkeit und Materialität der Welt nur Medien sind, durch die problemlos hindurchgegriffen werden kann, ist damit hinfällig geworden – ebenso wie sich das Bild einer Welt, die zunächst ohne Bedeutung ist und erst durch intentionale Bezugnahmen nachträglich Bedeutungen erhält, sich als hermeneutisch unreflektiert erweist.

Die Idee einer impliziten Normativität als Grundlage für kulturelle Lebensformen im Allgemeinen und spezifischer für soziale Milieus, kann vor allen Dingen an der Bedeutung von sozialen Sanktionen verdeutlicht werden. Die Betrachtungen kodifizierter Rechtsregeln und deren Klassifikation, wie sie Emile Durkheim (vgl. 1988) vornimmt, kommen hier nicht als Indikatoren für moralische Zustände in Frage. Denn diese erschließen nur die explizite Seite des Normativen. Man muss sich vielmehr in den Bereich der Regeln vorwagen, die sich dagegen sperren, expliziert und kodifiziert zu werden. Dennoch kann auch hier die Fokussierung auf die Sanktion bei Regelverletzung helfen, d.h. die Betrachtung der impliziten normativen Sanktionierung einer impliziten Norm. Die Sanktion, in der Lesart von Brandom, der wir hier folgen, ist ein performativer Akt, dessen Folgen sich zunächst zwar auch in nicht-normativen Begriffen fassen lassen – positive und negative Anreize, die allerdings normative Signifikanz haben (vgl. Brandom 2000: 89) – dessen Bedeutung aber erst aus einer holistischen Perspektive als Performanz einer Gemeinschaft, eines sozialen Milieus re-

5 Vgl. hierzu auch Joas (1992: 264ff.), der – ausgehend von einer Verbindung zwischen dem Begriff der Zwischenleiblichkeit und einer Analyse der vorsprachlichen kindlichen Kommunikation nach Mead – „primäre Sozialität“ als Bedingung für die „Handlungsfähigkeit“ (Joas 1992: 269) betont. Renn bezeichnet „primäre Sozialität“ als „analytische Kategorie“ (Renn 2006a: 319f., Fn. 31), die nicht reifizierend verwendet werden sollte.

sultiert. Eine implizite Sanktion ist also eine nicht-reflektierte Anschluss-handlung auf den impliziten normativen Gehalt einer Handlung. Die Reaktion ist regelgeleitet und kann selbst wiederum andere regelgeleitete Reaktionen hervorrufen. Sanktionen können zwar so beschrieben werden, dass sie beitragen zur Verhaltensregulierung. Doch erst wenn man einen theoretisch fundierten Sanktionsbegriff hat, der zulässt, dass Sanktionen in ihrem normativen Gehalt vorreflexiv verstanden werden können, da eine Sensibilität oder ein Taktgefühl für soziale Regeln und normative Sanktionen sich ausgebildet haben, kann man die normative Binnenstruktur sozialer Milieus begreifen. Diese geht dann nicht auf in subjektiven Projektionen und Konstruktionen und vor allen Dingen sperrt sie sich einer Sprache, die nur explizite Repräsentationen für normativ gehaltvoll hält.

2.

Erst im Rahmen einer Gebrauchstheorie der Bedeutung kann ein Milieubegriff formuliert werden, der von einem kollektiven impliziten Wissen und einem gemeinsamen praktischen Umgang ausgeht. Die Konstatierung *impliziten Wissens* weist auf eine Ebene in der Produktion von Wissen hin, die sich gegen die Vorstellung einer bedeutungsidentischen Repräsentation einer Sache durch ein Wort sträubt und allgemein gegen die Vorstellung, dass eine sprachliche Äußerung etwas (etwa einen Gedanken, eine Emotion, einen Handlungszweck oder ein Ereignis) *repräsentieren* würde (Renn 2006b).⁶ Ein pragmatischer Begriff der Bedeutung geht davon aus, dass Sprache sowohl sprachliche als auch nicht-sprachliche Handlungen umfasst (vgl. Renn 2004a: 439; 2006a: 201 f.). Dies impliziert eine Ablehnung der Auffassung, dass es auf der einen Seite ein intelligibles Sein gebe, das durch eine reine Sprache repräsentiert wird, und auf der anderen Seite naturhafte, passive Vermögen – ein Tun, welches sich als reines Verhalten beschreiben ließe. Demgegenüber wird Sprache grundlegend als Sprachhandeln aufgefasst, dessen Produktivität und Sinnhaftigkeit auf einem impliziten Wissen der Handelnden beruht und auf der Basis impliziten Wissens durch das wechselseitige Abstimmen von Wahrnehmung, Bewegung und sprachlicher Deixis vollzogen wird:

⁶ Bezug genommen wird hier vor allem auf eine Verwendung des Begriffs des impliziten Wissens, wie sie von Joachim Renn entfaltet wird (Renn 2004a, 2004b, 2005, 2006a, 2006b). Renn betont unter anderem gegenüber den Apologeten der Praxistheorie die zentrale Rolle einer „starken Unterscheidung“ zwischen implizitem und explizitem Wissen für eine Gesellschaftstheorie.

Die *explizite* Identifikation des Handlungssinnes ist nur *eine* mögliche Form der sprachlichen Integration. Die implizite Identifikation des Sinnes einer Handlung erweist sich bei eingehender Untersuchung – im Gegensatz zu kognitivistischen Handlungsmodellen – sogar als der fundamentalere Modus sprachlich vermittelter Interaktion (Renn 2006a: 203).

Dieses Sprachhandeln, und darauf verweist schon der implizite Charakter der pragmatischen Verwendung von Äußerungen, findet grundlegend in hermeneutischen Situationen statt (vgl. Soeffner 1989: 53; Srubar 2009: 135). Sie können deswegen als hermeneutisch gelten, weil die Handelnden dazu angehalten sind, sich gegenseitig Bedeutungen anzuzeigen, die angezeigten Bedeutungen zu deuten und den Sinn einer Handlung zu identifizieren. Dieses Be-Deuten hat einen vorwiegend impliziten Charakter, alleine deshalb, weil es nicht während seines Vollzuges die Regeln angeben kann dafür, wie Bedeutung angezeigt und verstanden wird. Ein pragmatischer Begriff von Bedeutung geht deshalb davon aus, dass Bedeutung eine Art der Verwendung ist.⁷

Die Voraussetzung für die Verwendung eines Wortes liegt damit nicht im expliziten Wissen über die Bedeutung einer bestimmten Praxis bzw. in der Explikation einer Regel, die durch eine außerhalb der Praxis existierende Wirklichkeit konstituiert wird und innerhalb dieser Wirklichkeit (und nicht innerhalb der Praxis!) die Bedingung der Möglichkeit einer Praxis darstellt, sondern in einer stillschweigenden Gewissheit darüber, wie Sprache in einem praktischen Kontext angewendet wird (vgl. Loenhoff 2012: 197, 304; Renn 2006a: 261). Das heißt, die Bedingung für die Angemessenheit einer sprachlichen Äußerung liegt in der praktischen Gewissheit darüber, was diese in einem bestimmten praktischen Kontext, der auch nicht-sprachliche Tätigkeiten mit einschließt, bedeutet (vgl. Renn 2004b: 438).

7 „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.“ (Wittgenstein 1984a: Nr. 43) bzw. „Eine Bedeutung eines Wortes ist eine Art seiner Verwendung. Denn sie ist das, was wir erlernen, wenn das Wort zuerst unserer Sprache einverleibt wird“ (Wittgenstein 1984b: Nr. 61). Was also erlernt wird, ist nicht das kognitive Wissen über eine Regel, sondern die Art der Verwendung, die vom jeweiligen Sprachspiel abhängt, „[...] mittels welcher Kinder ihre Muttersprache erlernen“ (Wittgenstein 1984a: Nr. 7).

Würde man die Vorgehensweise, für jede Bedeutung eines Wortes eine Regel zu setzen, mit der man diese erklärt, logisch weiterführen, so müsste man für jede Entscheidung über die Angemessenheit einer Regel eine weitere explizite Regel aufstellen, wenn jeder praktische Vollzug das Vollziehen einer Regel sein soll.

Mit dieser Gewissheit entzieht sich die Bedeutung einer Tätigkeit einer expliziten Begründung. Die Beschreibung der Begrenzung einer Sprache ist damit notwendigerweise unzulänglich. Das, was die Sprache begrenzt, sind die sozialen Grenzen der Geltung von als gewiss erachteten Konventionen einer Lebensform, die niemals trennscharf sein und keinen klaren, ausdefinierten Kriterien folgen können. Die *grammatische* Richtigkeit eines Wortes besteht immer in der Situationsadäquanz der Verwendung des Wortes innerhalb einer Lebensform (vgl. Renn 2004b: 439).

Die Bedeutung einer Praxis liegt in der Gesamtheit der Fälle, in denen diese Praxis ausgeführt wird (vgl. Renn 2004b: 277). Die Regelhaftigkeit einer Praxis ist primär nicht in explizit aufgestellten Regeln bzw. in einem Modell der Realität formuliert, sondern in intersubjektiv geteilten Konventionen begründet, deren Eigenschaft darin liegt, nicht formuliert werden zu müssen – und als solche gar nicht formuliert werden zu *können*. Das Verstehen dieser Praxis hängt davon ab, ob man die *praktische* Bedeutung einer nicht formulierten, dennoch normativen Konvention kennt, und nicht, ob man sie formuliert (vgl. Bourdieu 1979: 246f.). Deshalb ist es im Übrigen so problematisch, wenn vermeintliche Aussagen *über* den eigenen Habitus mit dem zu erforschenden Habitus deckungsgleich gesetzt werden (vgl. oben).

Bei einer solchen Konzeption sind jedoch Einseitigkeiten zu vermeiden. Eine Einseitigkeit besteht darin, zu sehr die produktive, performative Seite des Handelns zu berücksichtigen, indem gesagt wird, dass Bedeutung immer wieder neu hergestellt wird, wodurch zumal die Gefahr besteht, die Bedingungen äußerer Kontexte außer Acht zu lassen. Andererseits wäre es zu einseitig, zu sagen, dass die kollektiv verbindliche Bedeutungsidentität von Dingen im Handeln wiederholt und reproduziert wird. Wir denken, dass man mit einer nondualistischen Auffassung von Leib und Sprache als den grundlegenden Medien für das pragmatische Begreifen der Bedeutung von Handlungen diese Einseitigkeiten vermeiden kann. Konstitutiv für dieses Begreifen ist der leibliche Bezug im Handeln. Will man die objektivistischen Implikationen der Habitus-Konzeption vermeiden, so erscheint es, wie eingangs angekündigt, sinnvoll, die phänomenologischen und handlungstheoretischen Implikationen der Habituskonzeption grundlagentheoretisch zu reflektieren. Bourdieu thematisiert bekanntlich die Leiblichkeit des Habitus, durch welche der Habitus erst zum strukturierten und strukturierenden Prinzip wird. Leiblichkeit bezieht sich auf den internalisierenden und externalisierenden Aspekt des Habitus. Internalisiert werden Handlungsschemata, die auf der einen Seite kollektiv verteilt sind. Auf der anderen Seite wirken diese Handlungsschemata auf die materielle Umgebung ein. Diese Doppelbewegung kann, bezogen auf das Milieu als praktische Umgebung eines Akteurs, so beschrieben werden, dass ein Akteur zunächst die für ein Milieu relevanten Handlungsschemata inkorporiert, dabei aber

auch gleichzeitig von anderen als Zugehöriger zu diesem Milieu wahrgenommen wird und aktiv an der Praxis des Milieus teilnimmt (vgl. Bourdieu 2000: 167). In der Konzeption des Habitusbegriffs bei Pierre Bourdieu wird der „praktische Sinn“ (Bourdieu 1987: 31) hervorgehoben, welcher die Akteure dazu befähigt, ihre praktischen Interpretationen von Handlungen auf der Grundlage des für die Koordination des Handelns notwendigen habituellen Hintergrundwissens, welches nach der „praktischen Logik“ bzw. der „Logik der Praxis“ funktioniert (Bourdieu 1979: 228ff.; 1987: 147ff.), zu vollziehen.⁸ Dieser praktische Sinn ist dabei der Ausdruck für den impliziten Sinn für die vor allen Dingen normative Angemessenheit der Verwendung von sprachlichen Ausdrücken hinsichtlich der Koordination sprachlichen und nichtsprachlichen Handelns. In ihm drückt sich eine Intentionalität aus, die nur unzureichend als Intentionalität beschrieben werden kann, sofern sich diese auf der Grundlage einer von allen pragmatischen Bezügen freien reflexiven Form des Erkennens – einer auf eindeutige Motive zurückführbaren Form des Bezugs auf Gegenstände in der Welt – vollzieht:

Sozusagen als leibliche Absicht auf die Welt, die weder eine Vorstellung vom Leib noch von der Welt, und noch weniger von deren Verhältnis voraussetzt, als Innewohnendes (*immanence*) der Welt, durch das die Welt ihr Bevorstehendes (*imminence*) durchsetzt als das, was gesagt oder getan werden muss und Gebärde und Sprache unmittelbar beherrscht, leitet der praktische Sinn Entscheidungen, die zwar nicht überlegt, doch durchaus systematisch, und zwar nicht zweckgerichtet sind, aber rückblickend durchaus zweckmäßig erscheinen (Bourdieu 1987: 122).

Diese Form der Intentionalität bezieht sich auf eine primäre praktische Form des Umgangs mit Gebärde und Sprache, deren Analyse dem Umstand gerecht werden soll, dass der Habitus in der Praxis, in Interaktion mit der Umgebung in Form impliziter Schemata des Wahrnehmens und Handelns erworben wird.

Um diese Form der Intentionalität stärker in den Blick zu bekommen, ist es sinnvoll, sich auf phänomenologische Konzeptionen zu beziehen, die Wahrnehmen als grundlegenden Modus impliziter Bezugnahme auf die Umgebung und als Aspekt des Handelns konzipieren.

⁸ Wie Bourdieu selber hervorhebt, reagiert der kabyllische Bauer nicht auf „die objektiven Bedingungen, sondern auf die von ihm erzeugte praktische Interpretation dieser Bedingungen, der die gesellschaftlich konstituierten Schemata seines Habitus zugrunde liegen“ (Bourdieu 1979: 257).

Maurice Merleau-Ponty begreift den vorprädikativen, vortheoretischen Bezug zur Welt mit Edmund Husserl (Husserl 1929: 208) als „fungierende Intentionalität“ (Merleau-Ponty 1974: 475, 488), welche der „Aktintentionalität“ notwendigerweise voraus geht. Damit richtet er sich gegen die Auffassung, dieser Bezug sei reduzierbar auf eine Bewusstseinsleistung, die durch eine logische Analyse freigelegt werden könne. Das Subjekt erweist sich nicht als „ego“, das Objekte und Andere erst konstituieren muss, sondern als „handelndes Subjekt“, das unaufhörlich verstrickt ist in seinen Bezügen *zur Welt*. Das untrennbare Verhältnis zwischen mir und den anderen ist durch die zentrale Doppelfunktion des Leibes bedingt. Der eigene Leib konstituiert sich pragmatisch in den Bezügen zwischen Wahrnehmen und Wahrgenommenem als etwas, das auch von anderen wahrgenommen wird. Durch diese Doppelrolle wird ein „Korrespondenzsystem zwischen unserer räumlichen Situation und der Situation der Anderen“ (Merleau-Ponty 2003: 105) hergestellt, womit sich für Merleau-Ponty der Leib in einem schon vorgängig strukturierten Raum und in einem schon vorgängig vollzogenen Kontakt zur Leiblichkeit des anderen, in einem Modus der „Zwischenleiblichkeit“⁹ befindet. Dieser Kontakt findet nicht zwischen für sich diskreten Körpern, die von den beteiligten Bewusstseinen als solche erkannt werden, statt, sondern zwischen Leibern, die ihre sensomotorischen Schemata interaktiv koordinieren. Nicht erst durch die Wahrnehmung qua Bewusstsein egos erfährt sich ego als Handelnder in einer intersubjektiven Welt, sondern schon durch die vortheoretische leibliche Erfahrung des anderen im Modus der *Zwischenleiblichkeit*. Sozialisationstheoretisch gesehen kann dieser auf Interaktion zwischen Leibern beruhende Primärkontakt als Grundform der Internalisierung habitueller Handlungsschemata begriffen werden.

Der Begriff der *fungierenden Intentionalität* zielt auf den Erfahrungsmodus ab, in welchem die Wahrnehmung des Anderen weder ein die Handlung ermöglichender physiologischer Prozess, noch eine reine von einer sozialen Handlung abgelöste Bewusstseinsleistung ist. Wahrnehmung ist hier die Bezeichnung für den Organisationsprozess, der zwischen Wahrnehmen, dem Wahrnehmenden und dem Wahrgenommenen abläuft. Damit ist das Wahrnehmen ein aktiver Prozess und ein zentraler Aspekt insbesondere der Inde-

9 Dieser Terminus wird von Merleau-Ponty erst nach der „Phänomenologie der Wahrnehmung“ (1974) verwendet: „Der Andere erscheint durch eine Ausdehnung dieser Kopräsenz, er und ich sind wie die Organe einer einzigen Zwischenleiblichkeit.“ (Merleau-Ponty 2003: 256) In der „Phänomenologie der Wahrnehmung“ werden die grundlegenden Implikationen dieses Begriffs aber schon aufgezeigt (vgl. Merleau-Ponty 1974: 403 f.).

xikalität des Handelns in Interaktionssequenzen.¹⁰ Merleau-Ponty zeigt, dass die sensomotorische Aktivität des Leibes nicht nur funktional für einen Handlungsvollzug ist, sondern dass durch diese erst Konventionen im Handeln aktualisiert werden (vgl. a. Loenhoff 2010: 69)¹¹. Gerade der Gebrauch von Gesten zeigt, dass die Bewegungserfahrung mit der Erfahrungsdimension des Raums eine Entsprechung findet (vgl. Merleau-Ponty 1974: 173f). Im kooperativen Umgehen und Hantieren in einer Situation, in den aufeinander bezogenen Aktivitäten des Wahrnehmens und Sprechens, werden die „Verweisungszusammenhänge“ einer Situation, die Bedeutungen von symbolischen Objekten und Praktiken „entdeckt“ (vgl. Gurwitsch 1977: 121), was einen der Struktur einer Situation adäquaten *modus operandi* ermöglicht (vgl. unten). In diesem *modus operandi* erhalten die habitualisierten Umgangsweisen und die gesprochenen Artikulationen erst ihre Bedeutung und bilden als zentrale Modi der Sinngeneese einen Kontext fort. Mit der Wahrnehmung ist auch das Vermögen verbunden, die pragmatische Bedeutung von Situationen auf andere Bereiche zu *übertragen*; indem nämlich implizit *erkannt* wird, welche Handlungsanschlüsse möglich sind, welche Konventionen und welche impliziten Regeln der Handlungskoordination nun herrschen.

Bewegungen erhalten im pragmatischen Prozess des wechselseitigen handlungskordinierenden Abstimmens von sprachlicher Deixis, Wahrnehmungsmodi und leiblichen Bewegungen eine bestimmte erkennbare Form und unterliegen den wechselseitigen Erwartungen an die für eine Situation typische Konvention. Die Sensomotorik, derer sich der pädagogische Fokus auf die Konditionabilität bedient, um den unstrukturierten, vermeintlich asozialen Körper in einen zeitlich strukturierten Körper zu verwandeln, bildet die Basis von face-to-face-Interaktionsordnungen. Denn durch sie kann erst die normative Verpflichtung, Informationen in Form

10 Die Darstellung von Wahrnehmung als Prozess, der notwendigerweise auf Interaktion bezogen sein muss, ist in der pragmatistischen Tradition, vor allem bei Mead und Dewey eine zentrale Dimension der Konzeption von Handeln. Dort wird darauf hingewiesen, dass Wahrnehmung eine zentrale Rolle spielt als konstitutive Grundlage für den Spracherwerb, für die pragmatische Eingebundenheit von Intentionalität im Handeln (vgl. dazu v.a. Joas 1996: 265), und für die Notwendigkeit einer Erweiterung sprachlichen Handelns auf die Aspekte nichtsprachlichen Handelns.

11 Die Forschungen von Michael Tomasello (2009) bestätigen diese konstitutionstheoretische Annahme: In ontogenetischer Hinsicht sind Zeigegesten, die Kleinkinder vor der Verwendung sprachlicher Konventionen verwenden, eben keine Ausdrücke egozentrischen Handelns oder reine Reflexe auf Stimuli aus der unmittelbaren Umgebung. Sie werden dann verwendet, wenn Kinder andere als Akteure verstehen, die Intentionen haben, und mit diesen anderen in Interaktionen kooperieren, die eine „joint attention“ erfordern (vgl. Tomasello 2009: 181).

von leiblichem Handeln zur Verfügung zu stellen, realisiert werden.¹² Dabei sind sensomotorische Schemata aber nicht das intrinsische Prinzip von Interaktionsordnungen, sondern unterliegen selber wechselseitigen Erwartungen, wenn die leiblichen Handlungen, die mit ihnen vollzogen werden, in der Vorwegnahme der Perspektiven der Anderen abgestimmt werden über die Verschränkung von Deixis, Wahrnehmungsmodi und Bewegungen. Die sensomotorischen Schemata sind damit nicht reduzierbar auf rein physiologische Prozesse, aber auch nicht auf kognitive Prozesse (vgl. Loenhoff 2012: 191 ff., 307). Sie lassen sich nicht nicht-normativ begreifen.¹³

Implizites Wissen besteht darin, Deixis, Wahrnehmung und Bewegung gemäß den Anforderungen einer Situation zu koordinieren und Handlungsweisen und Situationen zu interpretieren, die innerhalb einer Lebensform zulässig sind und implizit verstanden werden. Das heißt auch, dass die Handelnden in der Vorwegnahme der Erwartungen, die von anderen Teilnehmern an einer Handlungssituation an sie gestellt werden, davon ausgehen, dass ihr Gegenüber sie hinreichend verstehen kann und mit ihnen über ein ähnliches Wissen verfügt, wie Bedeutungen anzuzeigen und zu verstehen sind. Dabei orientieren sie sich an habitualisierten typischen Modi des Handelns, die sich in typischen Interaktionssequenzen äußern. Worin besteht nun die Typizität von Interaktionssequenzen? Notwendigerweise vollzieht sich Interaktions-Koordination als Sequenzierung von Handlungsabläufen, die sich vor allem in Handlungszügen strukturiert, (deren Regelung sich beispielsweise am turn-taking (Sacks/Schegloff/Jefferson 1978) und dem Kontextualisieren mittels „contextualization cues“ (Gumperz 1982, Auer/di Luzio 1992) zeigen lässt), in denen retrospektiv (d.h. in Bezug auf die vergangenen Handlungsanschlüsse) die Zeithorizonte der Sequenz selegiert und weitere Handlungsanschlüsse ermöglicht werden (vgl. Renn 2006a: 263). Gerade die Modi des Kontextualisierens weisen darauf hin, dass die darin aufweisbare Ausrichtung an Normen nicht auf einem Wissen basiert, wie mit linguistischen Normen umgegangen wird, sondern auf einem Wissens, wie adäquat die Koordination von sprachlicher Deixis, Wahrnehmung und Bewegung auf die Handlungszüge anderer bezogen wird.¹⁴ Erst in der Sequenzierung kann sich eine Interaktion für die Teilnehmenden als praktische Konkretisierung

12 Goffman zeigt, dass die Möglichkeit, so wenig wie möglich an Information über sich selbst zu geben, gerade auch darin resultieren kann, Anpassung und konventionelles Verhalten auszudrücken (Goffman 1971: 43).

13 Darauf weisen insbesondere die Forschungen von Kendon (1972,1980) und McNeill (1992) und Le Baron/Streeck (1997) zu multimodalen Äußerungen hin.

14 An der Sanktionierung durch den Einsatz von Blickverhalten oder Gestik ließen sich Beispiele für diese sprachliches und nichtsprachliches Handeln umfassenden Normen zeigen.

typischer (vorentworfener) Sequenzen¹⁵ realisieren, welche aus dem Horizont eines Milieus, als praktischem Zusammenhang von Intentionalität und impliziten Hintergrundwissen, verständlich wird.

3.

Bisher haben wir uns – in Abgrenzung zum strukturerhaltenden Moment des Habitus bei Bourdieu – dem Begriff des Milieus im Sinne einer kulturellen Lebensform angenähert. Nach Merleau-Ponty und auch Wittgenstein liegt ihre Einheit in der Dimension von sprachlichem wie nicht-sprachlichem Handeln. In der Verwendung der Gebrauchstheorie zeigte sich bisher, wie Geltung und Bedeutung von Äußerungen aufgrund einer Zirkularität zwischen *scheinbar* konstitutiver Grammatik – dem „Flussbett der Gedanken“ (Wittgenstein 1984b: Nr. 97) – und der praktischen Lebensform, die diese Grammatik begründet und von ihr begründet wird, *in Bewegung geraten* (Renn 2006: 323): Dabei gibt es keine stabile Konstitutionshierarchie etwa von der Grammatik aus. Das Ende aller Begründung ist vielmehr die „*unbegründete Handlungsweise*“ (Wittgenstein 1984b: Nr. 110, S. 143, vgl.: Renn 2006a: 324). Der Modus impliziten Wissens „in seiner unaufhebbaren Unausdrücklichkeit [stellte sich heraus als] [...] *unverzichtbare Voraussetzung des Handelns*“ (Renn 2006a: 275).

Für den bisher erarbeiteten Milieubegriff wurde darum die Berücksichtigung der *Logik der Praxis* so entscheidend, die nicht subsumptionslogisch verfährt und somit nicht zu verwechseln ist mit klaren Applikationsbedingungen im Sinne der deduktiven Ableitung von Handlungen aus allgemeinen Sätzen. Aufgrund ihrer Basalform als habituell und praktisch integriertes Kollektiv sollen Milieus somit vielmehr *selbst* das hermeneutische Problem der Anwendung *lösen*, das durch keine Kasuistik adäquat abgedeckt oder bewältigt werden kann. Von eben dieser Unvermitteltheit muss man ausgehen, wenn aus soziologischer Perspektive alleine die Milieupraxis, in der das kollektive implizite Wissen zum Tragen kommen soll, darüber entscheidet, *wie* Regeln situativ angemessen anzuwenden sind (dazu eben: Renn 2006a: 272ff.). Es muss keine zweite, zusätzliche Reflexionschleife eingezogen werden, die die Regelanwendung leistet (vgl. oben).

15 Im Anschluss an Bourdieu sind solche Konkretisierungen von typischen Sequenzen beispielsweise die praktischen Vollzüge des Gabentausches, welche den typischen Ablauf gerade dadurch konkretisieren, dass die Applikation habitualisierter Modi des Umgangs mit Zeit in Form von Taktiken in den Lücken zwischen generalisierter Verhaltenserwartung und praktischer Situation vollzogen wird (vgl. Bourdieu 1979).

Schon Aaron Gurwitsch legte mit seiner Habilitationsschrift „Die mitmenschlichen Begegnungen in der Milieuwelt“ (Gurwitsch 1931) erste Anschlüsse zu einer Ausarbeitung sozialphänomenologisch-pragmatistischer Distinktions- und Begrenzungsmodi, sowie zu Ablöseprozessen sozialer Milieus aus ihren Entstehungskontexten. Gurwitsch liefert im Anschluss an Heideggers Zeuganalyse wichtige Gedanken zu einer Theorie der *primären Intersubjektivität* auf der Ebene der Zuhandenheit, die nicht mehr den Umweg über die vergegenständlichende Konstitution des Anderen als eines expliziten Gegenübers gehen muss: „*Der Andere ist nicht Gegenstand von Erkenntnisintentionen, sondern man lebt mit ihm in etwas – in der Milieuwelt und begegnet ihm dort*“ (Gurwitsch 1931: 218).

Das Primat des *impliziten* Bezugs auf das personale Gegenüber drückt die Heideggersche Idee vom *Vorrang des Gebrauchs* aus (im Unterschied zur deskriptiv-theoretischen Erkenntnis) und führt sie von der Analyse des „Daseins“ fort zu „zwischenmenschlichen Begegnungen“. Somit erstreckt sich bei Gurwitsch die Heideggersche Theorie des Verstehens auch auf Formen *sozialen* Handelns: auf das *primordiale Verstehen* im Modus des Miteinanderseins. Damit hätten wir einen Ansatzpunkt, der es „from scratch“ vermeidet Milieus sogleich als reale Personengruppen (s. oben) fassen zu müssen. Stattdessen soll bei Gurwitsch die *besondere Interaktionssituation* als faktisch zuhandene Umgebung zum Tragen kommen: Ihre Auslegung durch die Beteiligten ist eine fundamental *praktische Kompetenz*. Gurwitsch markiert damit erstmals und paradigmatisch die *fungierende Milieuabhängigkeit* von Handeln, Kommunikation und Interaktion: Milieus haben die Funktion, einen gemeinsamen Bezugshorizont mindestens zweier subjektiver (insofern: differenter) Perspektiven von individuellen Personen zu bilden. Milieus entstehen genau jedes Mal dann, wenn solch ein Bezugshorizont nötig wird – also im performativen Geschehen in jeder Interaktionssituation. In der sozialen Welt haben Personen ohnehin niemals repräsentationalistisch übereinstimmende Meinungen bzw. Vorstellungen von ihrem Gegenüber oder von der gemeinsamen Interaktionssituation, wenn Übereinstimmung bedeutet, dass sich die Intentionen vollständig decken müssen und sich als solche im semantischen Register abbilden lassen (Renn 2006a: 281). Die Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Milieu (über habituelle Verankerung in der gemeinsamen Praxis) garantiert aber eine *pragmatisch hinreichende Ähnlichkeit* des jeweiligen impliziten Wissens, während die Deutung dessen, was Ego und Alter *mit einer Handlung* verbinden, aus Sicht der Individuen hinreichend *different* bleiben kann.¹⁶ Das heißt,

16 Diese Pointe zeigt Renn (2006a: 323) mit dem Wittgensteinzitat: „So sagst Du also, dass die Übereinstimmung der Menschen entscheide, was richtig oder falsch ist? –

erst wenn Milieuhorizonte, die Personen vom Interaktionshorizont anfertigen, von deren individuellen Deutungen unterschieden werden können, „lässt sich [...] „Intersubjektivität“ [...] in situ als interaktiv *erzeugte*, nicht aber schon als gegebene und dann genutzte Intersubjektivität rekonstruieren“ (Renn 2007: 79). In einem sozialen Milieu und durch ein soziales Milieu wird (nach Renn, aber auch ganz im Sinne Gurwitschs) auf diese Weise *Handlungskoordination* zwischen subjektiven Perspektiven überhaupt erst möglich. In der Analyse muss also keine feste Identität der Bedeutung vorausgesetzt werden – es genügt ein *praktisch hinreichend gemeinsames implizites Wissen*, denn das Milieu bzw. der *Milieuhorizont* leistet die Triangulation der individuellen Übersetzungen der Bedeutung einer Handlung (für jeweils Ego und Alter) (vgl. Gurwitsch 1931).¹⁷ Hilfreich ist es, dabei an Wittgensteins „Familienähnlichkeit“ zu denken, „die als die Alternative zur starren, diskreten Identität der Exemplare eines Typus, eben die vage und ausfransende Einheit von *praktisch* analogisierten *tokens* (*Einzelheiten*) unterstreicht“ (Renn 2007: 79). So können die Handlungen und Äußerungen verschiedener Personen aneinander anschließen und sich fortsetzen, auch wenn man *nicht* von der *Identität* der Bedeutung als intersubjektiver Ressource ausgehen kann und stattdessen Milieuhorizonte analytisch streng von individuellen, personenspezifischen intentionalen Sinnzuschreibungen unterscheiden *muss* (Renn 2006a: 297). Renn bezeichnet den pragmatischen Horizont des Milieus in diesem Zusammenhang auch als „drittes »Sinnsystem«“ (Renn 2007: 79).

Wenn der Milieubegriff aber so basal angelegt sein soll, dass Milieus in jeder Interaktionssituation als Triangulationshorizonte fungieren und ihre kleinste Einheit bereits die face-to-face Situation zu sein scheint, wird nicht ersichtlich, ob sich Milieus vom Typus der flüchtigeren *Inter*-subjektivität und – damit verbunden – auch Milieutypen voneinander unterscheiden lassen können, sodass man auch von einer relativen Stabilität der Form des Milieus ausgehen kann. Um diese Fragen zu beantworten, muss man den aus bisher verschiedenen Blickwinkeln beleuchteten Begriff der *Lebensform* präziser vom Begriff des Milieus unterscheiden.

Milieus unterscheiden sich von der *evolutionär basalen*, da *konkurrenzlosen* Lebensform, dadurch, dass man sie systematisch auf den Aspekt der kulturellen (zugleich aber auch der funktionalen) Differenzierung beziehen

Richtig und falsch ist, was Menschen *sagen*; und in der *Sprache* stimmen die Menschen überein. Dies ist keine Übereinstimmung der Meinungen, sondern der Lebensform.“ (Wittgenstein, 1984b: Nr. 241, S. 356)

17 Vgl. dazu auch: Renn 2006a: 292, vgl.: 299 ff., 320 ff.; zur Triangulation personal-individueller Perspektiven durch ein Milieu: Renn 2006: 444f., und Renn 2007: 78f.

muss. Renn schlägt deshalb in seiner (im strengen Sinne) *pragmatistischen Gesellschaftstheorie* vor, Milieus als moderne *Varianten* des allgemeinen Typus kultureller Lebensformen zu begreifen (Renn 2006a: 347, 410). Dieser Theorie zufolge bilden Milieus unter gesellschaftlich (d.h. funktional und kulturell) differenzierten Bedingungen insofern die moderne Variante kultureller Lebensformen, als sie sich analytisch vom bisher behandelten originären Typus primärer Sozialität und der damit verbundenen praktischen Handlungskoordination unterscheiden. In der modernen Gesellschaft sind Milieus angesiedelt auf einer Achse von Abstraktionsgraden *zwischen* Personen und Organisationen (bzw. auch Systemen), die jeweils eine eigenständige Integrationseinheit (über Ebenendifferenzen) bilden und Handlungen graduell jeweils unterschiedlich koordinieren (d.h. hinreichend identifizieren und auch verknüpfen) (vgl. Renn 2006a: § 17). Integratoren wie Systeme, Organisationen, Milieus und Personen sind im Zuge sozialer Differenzierung gegeneinander abgegrenzte Handlungskontexte.¹⁸ Autonomisierte Funktionssysteme bilden beispielsweise die abstrakteste Ebene einer Integrationseinheit – sie unterscheiden sich *typendifferent* sowohl von Organisationen, als auch von Milieus durch ihr Niveau abstrakter Standardisierung der Bestimmung von Handlungen. *Typengleiche* Handlungskontexte unterscheiden sich horizontal und stehen zueinander dementsprechend entweder in intersubjektiven, interkulturellen, interorganisationalen oder intersystemischen Abhängigkeits-, Austausch- und Abgrenzungsbeziehungen. Der Begriff des Milieus folgt also systematisch aus den übersetzungstheoretischen Einsichten in die „multiple Differenzierung“ (Renn 2006a: § 9) als „Differenzierung von Differenzierungsformen“ (Renn 2006a: 73).

Die nähere Bestimmung von Milieu als moderne Errungenschaft soll in mehreren Schritten erläutert werden – zunächst mit Bezug auf die Frage, wie sich Milieuhorizonte bzw. Milieugrenzen bilden:

Wenn, wie gezeigt, Milieuhorizonte die intentionalen Register der Personen triangulieren, ist dabei (aus verschiedenen Gründen der Notwendigkeit, die Handlungskoordinationstypen voneinander unterscheiden zu müssen) davon auszugehen, dass Milieuhorizonte die Ausdifferenzierung personaler Einheiten aus dem intentionalen Register, sprich „Individualisierung“, *gleichzeitig* voraussetzen *und* selber vorantreiben.¹⁹ Auf diese

18 Aus verschiedenen Gründen schlägt Renn vor, diese vier Handlungskontextarten als Grundtypen vertikal zu unterscheiden. Die Integratoren stellen distinkte Typen der Handlungsintegration dar, weil sie sich graduell im Abstraktionsgrad der Handlungsbestimmung unterscheiden (und zusätzlich jeweils auf unterschiedliche Medien der Integration zugreifen) (vgl. Renn 2006a: insbesondere Kap. VII, VIII).

19 Diese Gleichzeitigkeit von Ebenendifferenzierung und -Integration (hier: zwischen Milieu und Intention) betrifft immer auch das Verhältnis des soziologischen Voka-

Weise spaltet sich die von der Milieuebene *typendifferente* Ebene der Person ab, während vice versa gleichzeitig die intentionalen Register moderner Personen wieder *pragmatisch inferentiell* (Renn 2006a: 258) zur Milieugrenzbildung beitragen. Individualisierte Personen (samt ihren individuellen Intentionen) sind jedenfalls Teil der jeweiligen *Milieuumgebung*.²⁰ Zwischen diesen Integratoren muss fortlaufend übersetzt werden. Differenzierung und Integration treten *stets* im Doppel auf und machen Übersetzung notwendig (Renn 2006a: 33, 355).

Für die nähere Erläuterung des Milieus als moderne Variante einer Lebensform hat die Bedeutung des personalen *impliziten Wissens*, die auf ihre *typenspezifische* Weise die Einheit und den Sinn einer Handlung mitbestimmt,²¹ zur Folge, dass man von der Idee einer *objektiven* Grenze zwischen praktisch integrierten Milieus Abstand nehmen muss (Renn 2006: 258, 318).²² Die *Differenz zwischen Milieus* wird vielmehr gebunden

an die soziale (bzw. auch soziologische) Perspektive und damit an die perspektivenabhängige Auffälligkeit (die Differenz selbst [wird] also als Übersetzungsanlass und -ergebnis behandel[t], die abhängig von Horizonten bleib[t]) (Renn 2006a: 318).

bulars zu ihrem Gegenstand: Auch die Verwendung soziologischer Kategorien und operativer Begriffe, muss sich, ähnlich wie die nur scheinbar konstitutive Grammatik einer Lebensform, vom Gegenstand ggf. revidieren lassen können – die Grammatik einer Theoriesprache kann dem Material jedenfalls nicht subsumptionslogisch auferlegt werden. Was also für die Rekonstruktion von Übersetzungsverhältnissen behauptet wird (dass der Gegenstand nie qualitätserhaltend als neutrale Repräsentation über Grenzen hinweg charakterisiert werden kann), gilt für die Behauptung selbst: Insofern die Soziologie selbst in den Bereich des Gegenstandes fällt, können jene Bedeutungsbrüche nicht in operativen Begriffen neutral repräsentiert werden. Es müssten sich die eigenen Translate vom Material *beeindrucken* lassen, d.h. für Revisionen offen bleiben.

20 Um nicht mit theoretisch ganz anderen Implikationen sagen zu müssen: sie sind *Umwelt* des Milieus. Die im Anschluss an Gurwitschs Situationsbegriff (der, wie erwähnt, auch die *materielle* Umweltlichkeit des Verstehens des Anderen berücksichtigt) folgende Erläuterung der Milieugrenzen als hinreichend typisierte, nicht diskrete Grenzen, zwischen denen fortlaufend übersetzt wird, betrifft genau diesen Unterschied. Luhmann begreift die Umweltgrenze dagegen rein konstruktivistisch. Die materielle Zuhandenheit der Situation, sowie die Leiblichkeit spielen keine Rolle (dazu auch Renn 2006a: 223, zum materiellen Register der Handlungskoordination: § 53).

21 Und zwar im Lichte der intentionalen Entwürfe und Rekonstruktionen der Beteiligten und schließlich auch im Verhältnis zur zuhandenen Umgebung des Handelns.

22 Auch hier kommt es wieder nicht in Frage, dem Gegenstand ‚Milieu‘ soziologisch einen Entitätscharakter zu unterstellen.

Die Differenz zwischen Milieus ist also abhängig von Horizonten; ihre jeweilige Grenzziehung ist immer relativ zu anderen Perspektiven. Damit ergibt sich für den Begriff der Milieugrenze die übersetzungstheoretische Formel: Die Form des Milieus ist „gleichzeitig stabil und im ständigen Umbau begriffen“ (Renn 2006a: 318). Der Bezug zur *Ähnlichkeit des Wissens* wird nun wichtig für den Horizont eines Milieus als die *Grenze einer Grammatik* (Renn 2006a: 325). Die Grenzen eines Milieus zeigen sich nämlich nur *indirekt*, aber dennoch deutlich spürbar: an den *Grenzen der Fortsetzbarkeit und der Anschlussfähigkeit*, sowie

an Rändern der normativen Toleranzbereiche kreativer Auslegung und Applikation, die *von der praktischen Sanktion markiert* [kursiv L.N.] werden. [Das Milieu fällt] [...] nur dort als begrenzte Einheit des impliziten Wissens auf, wo seine Grenzen faktisch erreicht werden, wenn also das Handeln praktisch an die Grenzen der kreativen Umdeutung oder der schlichten Fortsetzung stößt (Renn 2006a: 318).

Der jeweils perspektivengebundene, auffällig gewordene Kontrast, der die Grenze der praktischen Einheit des Milieus markiert, äußert sich in der Interaktion schlicht als *kommunikative Barriere* nach außen hin (Renn 2006a: 333).

Wie bemerkt man also (sozial und soziologisch), dass es ‚ein Milieu gibt‘? *Wodurch* wird ein Milieu gegeben? Erst hier²³ kommt der Gegensatz zwischen habitueller Gewissheit und reflektierter Geltung ins Spiel: Der *Übergang zur Explikation* löst unter Umständen einen *Legitimationsdruck* auf das zuvor implizit Gewisse aus – und diese stark transformierende Übersetzung in die Explikation leitet bereits in die Dimension der Differenzierung von Milieus über. Wir haben es auf horizontaler Differenzierungsebene mit verschiedenen *Milieutypen* zu tun.

Nun kann man Milieus von kulturellen Lebensformen auch schärfer unterscheiden: Auf vertikaler Ebene wurde angedeutet, dass ein Milieu in *selektiver* und *auffälliger* Weise auf die individuelle Person zugreift. Diese Auffälligkeit kann als ein Kriterium für Milieuhaftigkeit gesehen werden, weil das Individuum nicht mehr in der habitualisierten Gleichsinnigkeit und der Gewissheit impliziter Normen mit seinem Hintergrund verschmilzt, wie noch in der traditionellen, alternativlosen Verankerung der

23 In den oben kritisierten Ansätzen erfolgen systematische Übergänge zu dem was nun ein Milieu sei, meist zu voreilig. Hier soll immerhin auch berücksichtigt werden, dass sich in der soziologischen Kategorie des Milieus (M') der Gegenstand Milieu (M) als *Translat* von M' bemerkbar machen kann.

Person in einer Lebensform. Diese *soziale* Auffälligkeit von und durch Milieus ist gleichzeitig eine *strukturelle* in Hinsicht auf die faktischen Differenzierungsformen moderner Gesellschaft. Mit anderen Worten: die Pluralisierung von voneinander abgegrenzten Einheiten wird für (die inzwischen individualisierten) Personen und für andere Milieus deutlich *spürbar*.

Aus der soziologischen Perspektive wiederum lässt sich die Aufnahme einer Person in praktisch integrierte Milieus als *Zugehörigkeit typisieren*. Das heißt, die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv geteilter Praktiken und Gewissheiten bedeutet unter modernen, differenzierten Bedingungen nicht mehr eine exklusive, existentielle Bindung an ein Milieu – an eine Lebensform – zu haben (vgl. Renn 2006a: 416). Das Milieu greift nur selektiv auf die Person zu, weil sie nur *eine* der zugeschriebenen sozialen Identitäten der individuellen Person aufgreift: wo Milieus aufeinandertreffen und Mehrfachzugehörigkeiten zur Regel werden, *erfahren* individualisierte Personen die Optionalität ihrer Zugehörigkeit. Selbst Religionszugehörigkeit kann gewählt und muss entschieden und ggf. sogar gerechtfertigt werden. In milieuinternen Strukturen wandern deshalb auch schnell Unsicherheiten ein, denn Milieus haben keine exklusive Umgebung mehr. Die Interferenzen aus der Umgebung wirken ständig in Form von Reflexionsanstößen auf das Individuum grenzziehend, d. h. formbildend ein. Dabei sind Personen selbst immer Teil der Umgebung von Milieus (gleichermaßen wie Organisationen und Systeme).²⁴

Der analytische Typus der kulturellen Lebensform hat sich somit im Zuge der Differenzierung (passivisch und aktivisch) fortlaufend aufgespalten in praktisch integrierte, und von Interferenzen aus anderen Integratoren²⁵ beeinflusste soziokulturelle Milieus (Renn 2006a: 347).

Methodisch gesehen ist die Erschließung sozialer Milieus, sofern sie sich an den grundlagentheoretischen Weichenstellungen orientieren soll, notwendigerweise qualitativ-hermeneutisch. Der hier angedeutete abstrakt und nur cursorisch skizzierte Milieubegriff, der zudem eine makrologisch ausgerichtete Gesellschaftstheorie mit dem Paradigma des „kontinentalen Ur-

24 Die milieu- und identitätstheoretischen Implikationen der Differenzierungstheorie zeigen auch, dass die Vorläufigkeit und die Kurzlebigkeit der möglichen Inklusionen wahrscheinlich wird, was nicht ausschließt, dass sich trotzdem – und gerade deshalb – Milieus bilden. So kann die Beziehung zwischen zwei Personen zu einer Milieubildung führen, wenn denn die Personen in Interaktion zueinander treten und dabei ausreichend Zeit haben, miteinander zu interagieren, um schließlich einen gemeinsamen Habitus auszubilden, der sich kontrastiv abheben kann zu anderen Milieus.

25 Wir haben für unsere Zwecke cursorisch, exemplarisch und ausschnitthaft nur eine – nämlich die Integrationsebene der Person skizzieren können. Zur jeweiligen Milieuumgebung gehören aber immer auch formal-organisationale Konstellationen.

pragmatismus“ (in Abgrenzung zum amerikanischen Pragmatismus: Heidegger, Gurwitsch) verbindet, steht fernab des cartesianischen Dualismus, der noch immer von Resten einer repräsentationalistischen Container-Vorstellung von sozialen Milieus durchsetzt ist, bei denen Milieus eine Unterkategorie der klassischen Schichteneinteilungen sind und bei der subjektive Einstellungen auf kurze oder lange Sicht den objektiven Lageveränderungen sekundär nachrücken (sodass die analytische und die empirische Sicht plötzlich zusammenfallen und den soziologischen Kategorien seitens der Akteure faktisch wirksame Selbstdeutungen entsprechen). Unsere Überlegungen zum Milieubegriff sollen sich mit größerem Nachdruck als bisher von einer Herangehensweise abgrenzen, Milieus noch immer als Gruppen zu betrachten, die früher oder später über einen bewussten Konsens auf der Ebene der Lebensstile zu einer Subkultur integriert werden. Eine weitere wichtige Implikation gegenüber dem klassischen Vorgehen ist deshalb, dass es für die Beschreibung der personalen Identität und der verschiedenen Inklusionsmöglichkeiten einer Person nicht ausreicht, auf ihren kulturellen Hintergrund im Sinne ihres biographischen „Herkunftsmilieus“ Bezug zu nehmen und daraus ihre Handlungsmuster abzuleiten – schon gar nicht aus der objektiven Lage. *Diese* (eben genannte) Differenz und die *Form* des Milieus werden vielmehr markiert durch pragmatische und problematische Relevanzen, die sich nie ausschließlich aus einer objektiven Lage ergeben, sondern in einer multipel differenzierten Gesellschaft immer relativ zu den impliziten Gewissheiten einer Lebensform als problematisch erfahren werden können. Damit lässt sich arbeiten.²⁶

26 Es ist klar, dass das *Arbeiten mit dem Milieubegriff* vor allem methodologische Konsequenzen hat. Die vermeintlich *rein* theoretische Differenzierung von verschiedenen Integrationseinheiten impliziert notwendigerweise immer auch die Differenzierung verschiedener Sinnhorizonte. Diese Sinnhorizonte gehören zur Umgebung der zu untersuchenden „Sequenzen“ eines „Falles“ und sind nicht direkt, sondern indirekt zugänglich. Dies bedeutet dann auch, radikal zu unterscheiden zwischen dem impliziten und dem expliziten Bezug auf einen Kontext. Die Bedeutung eines bestimmten Ausdrucks besteht dann nicht in dem propositionalen Gehalt, sondern ist in Interferenzen und den „konversationellen Implikaturen“ (Grice 1975) von Ausdrücken, in Gestalt von Brüchen, Inkonsistenzen und Reperaturen bzw. Korrekturen zu suchen. Es geht um den *latenten Sinn*, der für den Erzeuger/Erzeugerin der untersuchten Sequenzen nicht intentional verfügbar ist und der sich auch der spontanen manifesten Sinnzuschreibung der Forscher entzieht. Vgl. zur methodologischen Ausweisung einer „Makrohermeneutik“ den Beitrag von Joachim Renn in diesem Band.

Literatur

- Auer, Peter/di Lucio, Aldo (Hg.) (1992): *The Contextualization of Language*. Amsterdam: John Benjamins.
- Bohn, Cornelia (1991): *Habitus und Kontext. Ein kritischer Beitrag zur Sozialtheorie Bourdieus*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bourdieu, Pierre (1979): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1987): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu (1990): *Was heißt Sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller.
- Bourdieu (1998): *Praktische Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brandom, Robert B. (2000): *Expressive Vernunft. Begründen, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Durkheim, Emile (1976): „Bestimmung der moralischen Tatsache“. In: Ders.: *Soziologie und Philosophie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 84-116.
- Durkheim, Emile (1988): *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Geertz, Clifford (1983): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1971): *Relations in Public*. New York: Basic Books.
- Gumperz, John J. (1982): *Discourse Strategies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gurwitsch, Aaron (1931): *Die mitmenschlichen Begegnungen in der Milieuwelt*. Berlin: deGruyter.
- Husserl, Edmund (1929): *Formale und transzendente Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft*. Halle (Saale): Max Niemeyer.
- Grice, H. Paul (1993): „Logik und Konversation“. In: Meggle, Georg (Hg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 243–265.
- Joas, Hans (1996): *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kendon, Adam (1972): „Some Relationships between Body Motions and Speech“. In: Siegman, A./Pope, B. (Hg.): *Studies in Dyadic Communication*. New York: Pergamon Press, S. 177-210.
- Kendon, Adam (1980): „Gesticulation and Speech: Two Aspects of the Process of Utterance“. In: Key, M. R. (Hg.): *The Relationship of verbal and nonverbal Communication*. The Hague: Mouton and Co., S. 207-227.
- Lebaron, Curtis/Streeck, Jürgen (1997): „Built Space and the Interactional Framing of Experience during a Murder Interrogation“. In: *Human Studies* 20 (1997) H.1, S. 1–25.
- Loenhoff, Jens (2010): „Fundierende Ebenen der Koorientierung und der Handlungskoordination“. In: Böhle, Fritz/Wehrich, Margit (Hg.): *Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen*. Bielefeld: transcript, S. 59-78.
- Loenhoff, Jens (2012): „Der Körper als Generator vorreflexiver Gewissheit und Medium der Sinnkonstitution“. In: Renn, Joachim/Ernst, Christoph/Isenböck, Peter (Hg.): *Kon-*

- struktion und Geltung. Beiträge zu einer postkonstruktivistischen Sozial- und Medientheorie. Wiesbaden: VS.
- McNeill, David (1992): *Hand and Mind. What Gestures Reveal about Thought*. Chicago: University of Chicago Press.
- Merleau-Ponty, Maurice (1974): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: De Gruyter.
- Merleau-Ponty, Maurice (2003): „Der Philosoph und sein Schatten“. In: Ders.: *Das Auge und der Geist*. Philosophische Essays, hg. von Bermes, Christian. Hamburg: Meiner, S. 243-274.
- Putnam, Hilary (2001): „Werte und Normen“. In: Wingert, L./Günther, K. (Hg.): *Die Öffentlichkeit der Vernunft und die Vernunft der Öffentlichkeit*. Festschrift für Jürgen Habermas. Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 280-313.
- Renn, Joachim (2004a): „Wissen und Explikation – Zum kognitiven Geltungsanspruch der Kulturen“. In: Jaeger, Friedrich/Liebsch, Burkhardt (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften*. Bd. 1. *Grundlegung und Schlüsselbegriffe*. Stuttgart: Metzler, S. 232-251.
- Renn, Joachim (2004b): „Perspektiven einer sprachpragmatischen Kulturtheorie“. In: Jaeger, Friedrich/Straub, Jürgen (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften*. Bd. 2. *Paradigmen und Disziplinen*. Stuttgart: Metzler, S. 430-449.
- Renn, Joachim (2005): „Die gemeinsame menschliche Handlungsweise. Das doppelte Übersetzungsproblem des sozialwissenschaftlichen Kulturvergleichs“. In: Srubar, Ilja/Renn, Joachim/Wenzel, Ulrich (Hg.): *Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen*. Wiesbaden: VS, S. 195-227.
- Renn, Joachim (2006a): *Übersetzungsverhältnisse – Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie*. Weilerswist: Velbrück.
- Renn, Joachim (2006b): „Rekonstruktion statt Repräsentation – der ‚pragmatistische Realismus‘ John Deweys und die Revision des wissenssoziologischen Konstruktivismus“. In: Soeffner, Hans-Georg/Herbrik, Regine (Hg.): *Wissenssoziologie*. Soziologische Revue, Sonderheft 6, 2006, S. 13-38.
- Renn, Joachim (2007): „Vertraute Fremdheit – Zur doppelten Normalisierung kultureller Differenz“. In: Dreher, Jochen/ Stegmaier, Peter (Hg.): *Zur Unüberwindbarkeit kultureller Differenz. Grundlagentheoretische Reflexionen*. Bielefeld: transcript, S. 65-97.
- Sacks, Harvey/Schegloff, Emanuel A./Jefferson, Gail (1974): „A simplest systematics for the organisation of turn-taking in conversation“. In: *Language* 50 (1974) H.4, S. 696-735.
- Schulze, Gerhard (1992): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt/M.: Campus.
- Schütz, Alfred (1979): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Soeffner, Hans-Georg (1989): *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenschaftlichen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Srubar, Ilja (2009): „Transdifferenz, Kulturhermeneutik und alltägliches Übersetzen: Die soziologische Perspektive“. In: Ders.: *Kultur und Semantik*. Wiesbaden: VS, S. 129-153.
- Tomasello, Michael (2009): *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Vester, Michael et al. (2001): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Weber, Max (1980): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).
- Wittgenstein, Ludwig (1984a): „Philosophische Untersuchungen“. In: Ders.: *Tractatus Logico Philosophicus*. Werkausgabe Bd. 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 225-580.
- Wittgenstein, Ludwig (1984b): „Über Gewissheit“. In: Ders.: *Über Gewissheit*. Werkausgabe Bd. 8. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 113-257.